

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Hesselbach, Franz: Das Ripp. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

die uns geführt haben, und ihrer wert sein! Das ist Bildung, Herzensbildung, die echte Männer macht und seine Franen und ein Geschlecht, das harte Zeiten nicht bloß beklagt, sondern in harten Zeiten sich schmieden läßt zu Freiheitsverlangen und Freiheitskampf. Wer gelernt hat, der läßt sich nicht mehr etwas vorreden und vorgaukeln, sondern der weiß, wo unser Volk der Schuh drückt und wo die Hand anzulegen hat, damit die Zeit kommt, in der auch wir Deutschen wieder Menschen unter Menschen sein dürfen!"

Die Männer sahen dem Hinkenden mit glänzenden Augen ins Gesicht. Ihnen ging es durchs Herz, daß wahre Volksbildung — Bildung zum edlen, freien und großen Menschentum sein muß. „Der deutsche Schulmeister hat die Schlacht von Königgrätz gewonnen“, hat einst ein feiner Kopf gesagt. Ja, so soll es in Deutschland bleiben: Bildung macht froh, fromm und frei.

„Das Ripp“.

Erzählung von Karl Hesselbacher.

Wie eine Königin thronte sie zwischen den Kristallschalen, auf denen die Makronen und Zimtsterne und Schillerlocken und Mohrenköpfe lecker ausgebreitet waren, und den weißen Porzellanplatten, die mit Punsch-, Ananas-, Pfirsich- und Merinfentorten beladen waren. Wie eine Königin! Und ihr weißblondes Haar, das über dem irisrotten Gesicht wie eine kleine Krone aufgetürmt war, schien im Sonnenlicht zu blinken wie ein Diadem von Edelsteinen. Statt des weißen seidenen, hermelinverbrämten Königsmantels trug sie allerdings ein weißes Spitzenhäubchen; das war aber so appetitlich, daß es auch einer Königin gut gestanden hätte. Jedenfalls war sie die Königin der Konditorei, die an der Königstraße lag und von den „vornehmsten“ Leuten besucht wurde, die ihre Stelldichseins dort hatten und über unjählich wichtige Nichtigkeiten miteinander bei einer Tasse Kaffee und allerhand Schlagrahmgedichten verhandelten.

Man hatte vor ihr eine ganz gehörige Achtung. „Fräulein Else“ ließ niemand allzunahe an sich heran. Und Zutäppische, die gemeint hatten, für ihre flatternden Geldscheine ein wenig Süßholz umsonst zu bekommen, merkten bald, daß Fräulein Else mehr von der Brennessel an sich hatte als vom Beilchen, und sie zuckten die gefährlichen Finger allemal sehr schnell zurück, wenn der erste Versuch sein klägliches Ende genommen hatte.

Fräulein Else verstand ihre Sache aus dem ff. Sie wußte, was gut ist. Und sie wußte, was gute Sachen wert sind. Billig war sie nicht.

Aber man hatte etwas für sein Geld, und drum nahm man lieber weniger in der Masse und hatte dafür mehr in der „Beschaffenheit“.

Drum hatte man eine Kiesenachtung vor ihr in der ganzen Stadt. Man grüßte sie, wenn man ihr bei ihrem Spaziergang am dienstfreien Nachmittag begegnete, man grüßte sie — nicht so obenhin, wie man jemand grüßt, von dem man gewöhnt ist, Dienste anzunehmen, sondern man grüßte sie, wie . . . ja, wie eine „wirkliche Bekannte“ und schämte sich nicht zu sagen: „Das ist Fräulein Else! Die will anständig begrüßt sein. Sonst kannst du dir das nächste Mal deine Sachen suchen, wenn du zu ihr in den Laden kommst. Und ich bin dir gut, du wirst trotz allen Suchens nichts finden!“ Und man grüßte sie, wirklich und wahrhaftig — wie, ja — wie eine Königin!

Man hatte einen Kiesenrespekt vor ihr — auch in den unterirdischen Räumen der Konditorei. In der Backstube. Da, wo die weißgekleideten Schöpfer der süßen Herrlichkeiten ihres Amtes walteten, die Türen des Backofens auf- und zuraffelten und die Künstler der Tortenverzierung in der Spritzdüse ihre Girlanden und Schnörkel in fröhlichem Schwung auf die glänzende Glasur zogen, so daß die Lehrbuben mit offenem Munde vor den Geheimnissen des „Linientraums“ standen. Man sprach da unten auch von Fräulein Else, und man sprach von ihr mit der Sorte von Respekt, die in diese verborgenen Regionen des Menschengeschlechts hineinpaßt. Denn man bezeichnete dort unten Fräulein Else einfach mit dem Wort: „Das Ripp“. Damit war alles gesagt: scheue Ehrfurcht und ingrinniges Gefühl der Untergebenheit. Es war die Bewunderung, die einer Starken gezollt wurde, und das Kettenraffeln der Sklaven, die sich gegen ihre Bändigerin nicht wehren können. Es war der Verehrungshymnus der Backstube: „Das Ripp“. Gebildete Leute hätten vielleicht von einer Katharina II. der Backstube oder von einer Semiramis der Torten gesprochen. Die Unterirdischen waren viel deutlicher und einfacher. „Das Ripp“ sagte alles. Bis zum jüngsten Lehrbuben, dessen Ohren die langgezogene Form besaßen, die diese Art werdender Menschen auszeichnet, bis zum ersten Gehilfen, der seit einem Monat da war und sich viel darauf zugute tat, daß er in Berlin bei Kranzler einer der ersten unter den Gehilfen gewesen war. Er war zuerst mit einem überlegenen Lächeln in den Raum neben dem Verkaufsladen hinaufgestiegen, in dem die Gehilfen die Werke ihrer Hände der Verkäuferin präsentieren mußten. Er hatte gesagt: „Sie soll es wagen, etwas zurückzuweisen, was ich bei Kranzler ohne Widerspruch zum Verkauf gebracht habe. Mit mir soll sie keine Fagen machen!“ Aber er war sehr bestürzt wiedergekommen und hatte einen Teller voll Makronen die nicht völlig

„Luft“ gebacken waren, in seiner Hand und fluchte wie ein Türke vor sich hin: „Solch ein Kipp! Solch ein Kipp!“

Und die anderen Gehilfen lächelten sehr verständnisinnig. Ganz zart und leise, wie es sich dem „ersten Gehilfen“ gegenüber ziemt. Aber er sah es doch und wurde noch grimmiger: „Solch ein Kipp! Solch ein Kipp!“

Sie hatte gar nicht viel gesagt, als er ihr seine Herrlichkeiten ausgebreitet hatte. Bewahre! Wer wird einem Gehilfen, der von Kranzler kommt, etwa Grobheiten machen! Das untersteht sich niemand, am wenigsten eine einfache Verkäuferin, die nie über die Bannmeile von der Residenz hinausgekommen ist. Sie hatte nur sehr höflich gefragt: „Wirklich, Herr Freiding, — das lernt man bei Kranzler in Berlin?“ Und dann hatte sie ihm den Teller mit den „gedatſchten“ Makronen zurückgeschoben. Die anderen Sachen trug sie hinaus in den Verkaufsraum und — erschien nicht wieder. Was blieb ihm übrig? Er mußte wohl oder übel sich den Abzug am Lohn gefallen lassen für die „vergratenen“ Makronen, die er bei seinen Bekannten um ein paar Spottpfennige verkaufen durfte.

„Solch ein Kipp!“ Der Herr Freiding beschaute sich von da an jedesmal seine Kunstwerke doppelt und dreifach, ehe er sie hinaustrug, und er bebte vor dem ruhigen kühlen Blick der stahlgrauen Augen von Fräulein Else mehr, als er in seiner Lehrjungszeit vor seinem gestrengen Herrn Prinzipal gebebt hatte. Der war ein fröhlicher Pfälzer gewesen und hatte mehr als einmal zu seinem Gesellen gesagt, wenn ein Gebäck gar zu „dunkel“ geworden war: „Ach was, roppen Se's raus. Die freffen's doch!“ Aber da war es nichts mit dem „Mausroppen“. Da galt nur erstklassiges Werk. . . .

Es war ein kalter, nebliger Novembertag. Jrgend etwas „fißelte“ vom Himmel herunter. Man wußte nicht, war's Schnee oder Regen. Die wenigen Spaziergänger auf der Straße hatten ihre Mantelkragen in die Höhe geschlagen und das Genick eingezogen. Auch der erste Gehilfe, Herr Freiding, schob sich verdrossen an der Mauer der Königsstraße entlang. Er hatte seinen Ausgehtag. Wohin bei solchem Wetter? Ein Freund der Kneipe war er nicht. Die wenigen Stunden, die er hatte außer seiner Dienstzeit, wollte er nicht im Dunst des Wirtshauses sitzen, da er die ganze Woche über den Dunst der Backstube einzuatmen hatte. Und so trottete er verstimmt, die Hände bis an die Ellbogen in die Manteltaschen vergraben, über das regenhasse Pflaster des Bürgersteiges hin. Beinahe wäre er mit einer schlanken Gestalt zusammengestoßen, als er rasch um die Ecke bog.

„Halb so wild, Herr Freiding!“ rief eine helle Stimme. Er schaute auf. Die Stimme in ihrem stählernen Klang war ihm nur zu bekannt.

Hatte sie nicht erst gestern gerufen: „Herr Freiding, muten Sie mir im Ernst zu, den Papp da zu verkaufen?“

Es war Fräulein Else.

„Muß mir das Kipp noch in den Weg laufen!“ brummte er vor sich hin. Aber ganz leise, nicht einmal ein Mäuslein hatte es gehört. Er zog den Hut und wollte vorüber. Aber Fräulein Else blieb stehen, und es war merkwürdig. Ihr Stehenbleiben hatte eine zwingende Kraft. Der „erste Gehilfe“ wagte nicht, weiterzugehen. „Wohin wollen Sie bei dem schönen Wetter?“ fragte sie.

Er zuckte die Achseln.

„Die Beine vertreten, bis sie nimmer steif sind — und dann heim!“

„Nicht in Gesellschaft?“ fragte sie zurück.

„Davon bin ich kein Freund!“ kam eine kurze Antwort.

„Warum nicht? Sind Sie menschenſchen?“ Ein wärmerer Ton lag in ihrer Stimme.

Er schaute ihr in das blühende Gesicht.

„Fräulein Else! Ich habe einen größeren Ehrgeiz, als mein Geld in die Bierhäuser zu tragen!“

Da schwieg sie einen Augenblick. Dann sagte sie schnell: „Ich habe heute wie Sie meinen freien Nachmittag. Kommen Sie mit mir! Meine Mutter wird sich freuen, wenn Sie eine Stunde bei uns sitzen!“

Er spürte aus ihren Worten etwas Wunderliches heraus, das er dem „Kipp“ nicht zugeztraut hätte. Er wußte nicht, was es war. Aber es war ähnlich wie in seiner Jungenszeit, wenn er vom Schlittensahren heimgelommen war und ihm die Mutter einen heißen „Apfelkrapfen“ aus der Ofenröhre holte und sagte: „Komm, Bülble, da hast etwas Warmes!“ Dies Mädchen spürte, daß er etwas Warmes brauchte. Und dies Warme hieß: Heimat! Er hatte keine Heimat, obwohl er der erste Gehilfe des ersten Konditorgeschäftes der Residenz war. Und drum war er ein armer Tropf. Das spürte er an diesem häßlichen Tag, an dem nirgends eine Tür sich auftat für einen, der gern seine Füße unter einen gastlichen Tisch geschoben hätte. Und ein gutes Wort gehört hätte, das nicht von Torten und Baumkuchen handelte, sondern von Dingen, die das Herz aufmuntern.

Und das „Kipp“ lud ihn ein, in ein warmes Zimmer zu kommen, in dem ihn die Freundlichkeit einer Heimat grüßte.

Er ging mit. Viel sprach er nicht auf dem Weg. Auch in dem Dachstübchen der Vorstadt, wo zwei graue Augen unter einem weißen schlichten Haar ihn anstrahlten. Die Augen waren genau so grau wie die Augen, vor deren Kritik er sich fürchtete. Aber sie hatten den Schein der Güte, wie ihn ein reifes Alter ausstrahlt, das viel gesehen und viel erlitten hat und darum geduldig geworden ist und nichts

mehr fordert, aber um so mehr gibt. Er sprach nicht viel. Aber er spürte um so mehr.

Das behagliche Stübchen, das von Sauberkeit glänzte wie ein Schmuckkästchen. Mit den weißen Vorhängen, die über einen Blumentisch wehten: die Blattpflanzen, die ihre Strubelköpfe über den geflochtenen Rand des Blumentisches hoben, die Weihnachtskatzen, die ihre roten Knospen anschoben. Die paar einfachen Kupferstiche an den Wänden, der summende Teekessel auf der zierlich gehäkelten Tischdecke.

Das Bücherbrett, auf dem wenige Bücher standen, aber die Titel dieser Bücher hießen: Goethe, Schiller, Körner, Lenau, Chamisso, Storm, Hebel — und dabei ein dickes Buch in schwarzem Leder, das ihn wieder an die Mutter erinnerte. Die hatte daselbe Buch jeden Abend in den abgeschafften Händen gehalten. Und über ihrem Gesicht war ein Schein von Frieden gelegen. Das war alles so — altmodisch. Aber es war so warm, ach so warm! Er fühlte die Wärme bis in die letzte Falte seines Herzens hinein.

Und wie Fräulein Else sich um die Mutter mühte. Die alte Frau durfte keinen Schritt gehen. Die Tochter ging mit den federnden Schritten ihrer jungen Kraft, und es war, als ob die Mutter ihr Püppchen wäre. So legte sie das gestrickte schwarze Um Schlagtuch um die Schultern der Mutter, nachdem sie die alte Frau in die Ecke des Sofas gesetzt hatte, und merkwürdig! Jetzt hatten die grauen Augen des Mädchens denselben Glanz wie die Augen der Mutter!

Der erste Gehilfe des berühmten Konditorei-geschäftes vergaß seinen Stolz und seinen Verdruß und seine Empfindlichkeit; und als er ging, war es stockfinstere Nacht. Wenige Menschen gingen auf der Straße. Er hatte ganz vergessen, was Zeit heißt. Vor lauter Heimat!

Die herzliche Einladung: „Kommen Sie doch bald einmal wieder!“ hatte er aber doch nicht befolgt. War ihm die stumme Zurückweisung einer mühsam gearbeiteten Torte am anderen Morgen „übers Leberle gekrochen“?

Es ging noch einen Monat — da bot sich ihm in der alten Heimat in den Bergen eine Tätigkeit, die ihn lockte. Ein alter Konditor, den er im Geschäft der Residenz einmal hatte kennen lernen, schrieb ihm: „Kommen Sie zu mir und

führen Sie mir das Geschäft. Sie können, wenn Sie Freude daran haben, einmal mein Nachfolger werden! Denn allzulang mache ich nicht mehr mit!“ Da glomm etwas auf wie ein Heimatslicht. Ein eigenes Dach über dem Kopf, ein eigenes Werk für die Hände! Und ganz



Er sprach nicht viel. Aber er spürte um so mehr.

am äußersten Rand dieses Bildes kommender Tage — ein Weib, das ihm den Tisch deckte, und ein Kindlein, das durch die Vorhänge seines Bettchens guckte . . . Er reiste in die Bergstadt, die ein vielbesuchter Fremdenort war, und trat in das Geschäft ein. Der alte Meister war sehr hinfällig. Sein Weib war ihm vor einigen Jahren gestorben. Er mußte sich mit fremden Leuten plagen, und bald sah der neue Geschäftsführer, daß diese fremden Leute mehr hinaus-trugen aus dem Haus, als hineinkam. Das Geschäft, das in früheren Jahren einen guten Namen gehabt hatte, verlor langsam einen Kunden um den anderen. Und doch hielt der junge Mann aus. Der Alte sah ihn mit herzbeweglichen Dankesblicken an, wenn er ihn in der Backstube wirken sah. Blütenweiß sein Gewand, von blitzender Sauberkeit all seine Bleche und Geräte. Und von unermüdlicher Sorgfalt in all seinen Hantierungen. „Hätte ich Sie gehabt nach dem Tod meiner Frau — es ginge anders, als es geht!“ Da konnte der Herr Freidling unmöglich den Staub von den Schuhen schütteln. . . .

Es dauerte noch ein halbes Jahr — da ging der alte Meister langsam und unbemerkt seiner Frau nach. Er lag eines Morgens schlafend im Bett. Aber es war ein Schlaf, aus dem es

kein Erwachen mehr gibt, wenigstens nicht für die Welt, in der wir gehen.

Die Verwandten kamen und besahen sich das Erbe. Es war klein genug geworden. Einer der Erben bot dem jungen Geschäftsführer das Geschäft zum Kaufe an. Der Preis war nicht übertrieben. Denn die Erben sahen, daß das Geschäft seinen Glanz verloren hatte. Aber der Herr Freiding hatte doch nicht so viele Varmittel, daß er die Summe erlegen konnte. Er schüttelte den Kopf. . . .

Nach ein paar Tagen kam der Direktor einer größeren Bank, die in der Stadt ihre Tochteranstalt hatte, zu dem jungen Konditor in die Backstube und gab ihm eine Bestellung für ein Verlobungseffen in seiner Familie. Ein gleichgültiges Gespräch wurde dabei geführt, aber der Konditor merkte, daß die Augen des vornehmen Herrn fleißig in der Backstube herumspazierten, und daß über sein Gesicht ein freundliches Lächeln ging. Der Herr Direktor nickte mehrmals mit dem Kopf, obwohl in dem Gespräch gar nichts zum Kopfnicken da war. Endlich verließ er die Backstube und grüßte: „Machen Sie Ihr Sach gut!“

Dafür hätte er nicht zu sorgen brauchen. Der „Erste Gehilfe des ersten Konditoreigeschäftes der Residenz“ setzte seinen Ehrgeiz darein, etwas zu leisten. Und so kam nach ein paar Tagen der Herr Bankdirektor, um seine Rechnung zu bezahlen. Und ehe er aus der Backstube ging, sagte er, wie wenn er sich noch eben auf etwas besinnen müsse, das er beinahe vergessen hätte: „Der Herr Justizrat Röhmeier“ — das war jener Erbe des alten Konditors, der dem Herrn Freiding das Geschäft zum Kauf angeboten hatte — „war bei mir und erzählte davon, daß Sie Liebhaber für die Konditorei seien, aber wegen mangelnden Kapitals nicht instande seien, den Kauf zu wagen. Ich mache Ihnen den Vorschlag, bei mir einen Bankkredit zu nehmen, den ich Ihnen zu den billigsten Bedingungen eröffne, und dann das Geschäft zu kaufen!“

Der junge Mann wußte nicht, wo ihm der Kopf stand.

„Aber ich kann Ihnen keine Sicherungen bieten!“

Der Bankdirektor lächelte.

„Die Sicherungen habe ich schon. Bis auf eine.“

Und als der Herr Freiding ihn fragend anschaute, sagte der Bankdirektor: „Die besten Sicherungen liegen in Ihrer Person. Und die Sicherung, die ich noch brauche, heißt: die Frau! Sorgen Sie für eine tüchtige Frau — dann wird alles gut!“

Und damit verließ er das Haus.

Eine Frau! Ja, das wußte er selbst. Von der hing alles ab. Sein Fleiß und seine Tüchtigkeit half nichts, wenn die Frau fehlte. Was

der Mann im Mähle hereinträgt, kann eine Frau mit Schesseln hinaustragen — und was der Mann mit einer Hand erwirbt, kann die Frau mit zwei Händen mehrern, so hatte einst seine Mutter gesagt.

In der Stadt gab es manche, die den stattlichen jungen Konditor gern genommen hätte. Aber es war ein leichtes Leben in diesem Fremdenort. Alle Tage Sonntag — war der unsichtbare Wahlspruch, der über den Straßen schwebte. Die Mädchen waren lauter Damen, und ihre kostbaren Kleider kosteten mehr, als der junge Meister in einem Halbjahr verdiente. Wie sollte er eine von diesen feinen Fräulein in sein Ladengeschäft stellen? Und wenn er Verkäuferinnen anstellte, wie sein Vorgänger, so wußte er von vornherein, daß das wache Auge fehlte, das ihre Arbeit begleiten mußte, wenn nicht die Frau die erste und letzte sein werde.

Er saß lange in seinem Stübchen, das ihm noch nie so eng und arm und dürstig und unwirklich erschienen war als jetzt, wo ihm das Bild einer Heimat winkte. Eine Frau! Wo sollte er sie finden?

Mit einemmal schoß es ihm durch den Kopf:



Und als der Herr Freiding ihn fragend anschaute, sagte der Bankdirektor: „Die besten Sicherungen liegen in Ihrer Person.“

Fräulein Else . . . „das Nipp!“ Er lachte zuerst hellauf. Aber dann sah er wieder jenen Novembertag vor sich, an dem er zum erstenmal seit seinen Kindertagen wieder Heimatluft geatmet hatte. Und am nächsten Tage fuhr er in die Residenz. Mit neuem Leben in der Seele

mit dem er einst aus der Tiefe der Backstube zum Verkaufsraum hinaufgestiegen war. Wie ihn die grauen Augen anschauen würden? Er sah den spöttischen Schein und hörte die Antwort: „Lernt man das wirklich bei Franzler?“ Und doch wagte er es.

Und merkwürdig! die grauen Augen blickten nicht ein wenig spöttisch, sondern mit einem wunderlichen, weichen, warmen Schein, als das Mädchen sagte: „Ich will es mit der Mutter bereden!“

Und dann kam ein Tag, an dem Fräulein Else in die Bergstadt kam und das Geschäft betrachtete und schließlich dem Konditormeister Freiding die Hand entgegenstreckte: „In Gottes Namen — ich will es wagen!“

Und dann ging es zum Herrn Bankdirektor. Und der schaute wieder lang auf das junge Mädchen, während er von allerhand unwichtigen Dingen plauderte, und nickte mit dem Kopf, obwohl es im Gespräch gar nichts gab, was zum Kopfnicken veranlassen mußte. Und als die beiden gingen, fragte er wie nebenächlich: „Wann wollen Sie den Bankkredit beginnen?“

Und dann wurde ein ganz einfaches Hochzeitsfest in der Residenz gefeiert, und der Konditormeister Freiding empfahl sich in dem Blatt der Bergstadt als Nachfolger des verstorbenen Konditormeisters Schwarz und bat um geneigten Zuspruch der alten Kundschaft. . . .

Und alles war flott im Gang — da kam der große Strich, der zuweisen in alle Menschenpläne hineingemacht wird, und an dem mehr als ein Menschenschicksal zu zerbrechen pflegt. Der Konditormeister Freiding ward schwer krank. Und in seiner Backstube wirkten neben dem Gehilfen zwei Lehrlinge, und im Ladengeschäft stand neben der Frau Freiding eine Verkäuferin, die alle Hände voll zu tun hatte, und neben dem Laden war eine Kaffeestube, in der ein Aufwartemädchen tätig war, unablässig auf den Füßen, und — ein Bettchen stand im Schlafzimmer der Eheleute, und darin sah man zwei winzige rosige Fäustchen sich aus den weißen Kisseln heben. . . .

Und der Herr Konditormeister lag in schwerem Fieber, und sein Kopf glühte, und der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, und in allen den Fieberträumen redete der Kranke von dem Zucker, den er hatte kommen lassen für Tausende von Mark, und von dem Weizenmehl und von den Honigbüchsen, die eine Unsumme von Geld verschlungen hatten, und er schrie auf: „Frau, es verdirbt alles! Frau, lasse mich hinunter in die Backstube — wir sind ruiniert, wenn ich nicht am Ofen stehe!“

Aber dann kam eine kühle Hand, die legte sich auf seine Stirn, und eine tiefe ruhige Stimme sagte: „Sei zufrieden! Es geht alles wie am Schnürchen!“

Und dann schloß der Konditormeister die brennenden Augen, senkte tief auf und ward ruhig. Er wußte nicht, wie viele lange und bange

Wochen er lag! Als er sich gelegt hatte, war der Flieder in der vollsten Blüte gewesen, und als er aufstand und zum erstenmal am Fenster im Sessel saß, so schwach, daß er kaum den Kopf heben konnte, schweifte sein müder Blick über die weite Ebene hinaus, die sich jenseits der spitzen Dächer ausbreitete, und er sah, wie der Wind über die gelben Kornäcker hinstreifte und die schweren Lehren, der Sichel harrend, sich niederneigten. „So lang bin ich krank gewesen?“ fragte er.

Und dann fuhr es ihm wie ein Stich durch das Herz: „Wie wird's im Geschäft aussehen?“ Zahlenreihen tanzten vor ihm auf und nieder, und das Gesicht des Bankherrn, ernst und drohend, und leere Kästen und Schubladen. Er konnte nichts davon sagen, was ihn ängstete. Er war noch zu schwach, und so oft sein Weib hereintrat und ihm sein Büblein entgegenstreckte, ging ein leises Lächeln über sein Gesicht. Da wagte er nicht zu fragen: „Wie steht es um die Oktoberzinsen?“

Endlich konnte er es wagen, von der Höhe der Wohnung im Oberstock hinabzusteigen in die Geschäftsräume. Er stützte sich auf den Stoc und schlich mühselig durch den Verkaufsraum und die Kaffeestube. Lachende, schwatzende Leute, die ihm fröhlich die Hand entgegenstreckten: „Wieder auferstanden, Herr Freiding?“

Und dann ging es hinunter in die Backstube. Der Gehilfe reichte ihm die Hand hin: „Gott willkommen, Herr Freiding!“

Und dann ging er langsam wieder zur Treppe, um den Aufstieg zu wagen. Da hörte er die Stimme seines ältesten Lehrlings. Der meinte, der Meister sei außer Schußweite. Hell klang die Bubenstimme: „Ja, Sie haben recht, daß Sie sagen: Gott willkommen!“ Ich sage es auch. Wenn der Alte jetzt wieder kommt, kann man doch wieder schnaufen. Dann bleibt sie droben, die Alt. So ein Kipp, wie die! So ein Kipp gibt's auf der ganzen Welt nicht mehr!“

Da mußte der Herr Konditormeister Freiding stehen bleiben und lachen. Was aus dem Herzen an Lachen heraus konnte, kam heraus. So hell und fröhlich, wie er seit seiner Kinderzeit nicht mehr gelacht hatte.

Und während der Gehilfe den Lehrling bei den Ohren nahm, stieg der Herr Freiding die Treppe hinauf. Es ging so schnell, wie wenn ihm mit einemmal Flügel gewachsen wären, und er ging in den Verkaufsraum, wo seine Frau neben der Verkäuferin stand, und wisperte ihr etwas ins Ohr.

Die Frau ward dunkelrot und schob reich ihren Arm unter den Arm ihres Mannes. So führte sie ihn hinauf in den Oberstock.

Dort fiel er ihr um den Hals und küßte sie, wie er sie nie geküßt hatte, und er rief in hellem Zauchzen: „So ein Kipp! Gott sei Dank! So ein Kipp!“

